

A photograph of a body of water under a cloudy sky, with reeds in the foreground. The sky is filled with soft, white clouds. The water is a deep blue-grey color, reflecting the light. In the foreground, there are green reeds with white seed heads. The horizon line is visible in the distance.

Christa Müller

**ÜBERWIEGEND HEITER,
NUR LEICHT BEWÖLKT ...**



Christa Müller

**ÜBERWIEGEND HEITER,
NUR LEICHT BEWÖLKT ...**

Christa Müller

ÜBERWIEGEND HEITER,
NUR LEICHT BEWÖLKT ...

Books on Demand

Mit über 71 Jahren ist es sicher nicht mehr zu früh, um meine Erinnerungen aufzuschreiben, also los geht's!

Inhaltsverzeichnis

[1938](#)

[1940-1945](#)

[1945 - Mai 1952](#)

[1956](#)

[KANADA - Juni 1965 bis Mai 1967](#)

[Urlaube](#)

[1958](#)

[1959](#)

[1960](#)

[1961 - 1963 - 1964](#)

[1962](#)

[1968](#)

[1969](#)

[1970](#)

[1973](#)

[1974](#)

[1975 - 1976 - 1977](#)

[1980](#)

[1981](#)

[1982](#)

[1983](#)

[1984](#)

Ostern in der Heide

Im Vogelspark Walsrode

1938



Vorn von links: Großeltern Franz und Anna Schönherr, Nachbarn Löschner, Tante Fanni; hinten rechts: Mama und Papa

Am 14. Februar in diesem Jahr fing alles an, nämlich mit meiner Geburt. Ich habe mir sagen lassen, dass dies ein besonders kalter Februar war, und deshalb habe ich mir auch Zeit gelassen mit meinem Erscheinen auf dieser schönen Welt. Ich war damit die erste und älteste Tochter von Papa und Mama, Hermann und Maria Schönherr, und wurde am Faschingssonntag auf den Namen Christa Maria Schönherr getauft. Und niemand ahnte oder wusste, in welches bewegte und interessante Jahrhundert ich hineingeboren wurde!

Die ganze Familie, d. h. auch meine lieben Großeltern väterlicherseits und meine Tante Fanni, umgaben mich mit

viel Liebe, und ich muss dies bereits in diesem zarten Alter gespürt haben.

Nach nur 1 ½ Jahren, im September 1939, kam meine Schwester Erika zur Welt, und am 30. April 1942 bekam ich nochmals eine kleine Schwester, Gerdi.

1940-1945

Von meinen Schönherr-Großeltern und meiner Tante Fanni, die eine Schneiderei hatte, wurde ich als älteste Tochter ihres jüngsten Sohnes und Bruders von Herzen verwöhnt. Allerdings musste ich jeden Abend nach Hause zur Familie, darauf bestand Mama eisern. Tagsüber hatte ich allerdings jegliche Narrenfreiheit. Mit den Großeltern mütterlicherseits gab es so gut wie keinen Kontakt.



25. Oktober 1936: Hochzeitstag unserer Eltern



Meine geliebte Großmutter Schönherr

Zusammen mit meiner Großmutter war ich sehr oft zu Fuß in der Stadt unterwegs, und so lernte ich unsere kleine übersichtliche Stadt Görkau sehr gut kennen. Diese Eindrücke und Erinnerungen sind mir bis heute sehr deutlich geblieben. Aber ich habe zusammen mit Großmutter nicht nur Görkau und seine nähere Umgebung kennen gelernt. Sie und ich waren wieder mal zusammen unterwegs von unserer Wohnung in der Stadt zum Haus meiner Großeltern. Ich trug einen neuen grünen Mantel - natürlich von meiner lieben Tante Fanni genäht -, und als wir beim Schlachthof vorbeigingen, flog ich der Länge nach auf den Bauch in eine

Pfütze, denn die Straßen waren ja nicht immer ganz eben so, wie das heute meist der Fall ist. Zu Hause hat Großmutter den Schaden gleich wieder behoben.



CM mit 1 Jahr

Ein anderes Mal – es war tief verschneiter Winter, so wie das im Erzgebirge üblich war – verließen Großmutter und ich Hand in Hand den Hof, Großmutter trug eine Stalllaterne in der anderen Hand. Aber diese Laterne hat uns nicht davon abgehalten, gemeinsam im tiefen Schnee eine Böschung unmittelbar vor dem Hof hinunterzurutschen. Gemeinsam

haben wir uns wieder nach oben gekämpft und haben unseren Weg fortgesetzt, als wäre nichts geschehen.

Ich glaube, dass ich bereits damals das »Fliegen« gelernt habe. Geschadet hat es jedenfalls nicht! Und wie man ferner sehen kann, hatte meine Großmutter eine unendliche Geduld mit ihrer Enkelin.

Bei meiner Tante Fanni lernte ich mit fünf Jahren, meine eigenen Puppenkleider zu nähen und auch das Singen der damaligen Schlager wie »Lili Marleen« oder »Auf dem Dach der Welt« u. a. Lieder. Ich glaube, daher rührt auch heute noch meine Liebe für alte Schlager.

Unsere gute Tante Fanni wurde manchmal nervlich schon arg strapaziert, so hatten wir Kinder neue Regenpelerinen bekommen, die mussten natürlich ausprobiert werden. Zum Glück hat es dann auch am kommenden Sonntag geregnet, und so zogen wir, Tante Fanni, Erika und ich, mit den neuen Regenumhängen los. Wir kamen an einer Dachrinne vorbei, wo wir uns unterstellten, um »die Qualität der Pelerinen« zu testen. Unsere Tante wartete geduldig auf uns!

Meine Großmutter war eine ausgezeichnete Köchin, und immer, wenn sie ein paar Tage wegmusste, um für irgendein großes Ereignis zu kochen und zu backen, bekam ich nach ihrer Rückkehr die besten Teilchen von Torten und Kuchen, und der Rest wurde in der Familie verteilt.

Wenn ich wieder mal auf dem Hof auf das Pflaster gefallen war und ein Horn auf der Stirn hatte, legte mir meine fürsorgliche Großmutter einen kalten Umschlag um den Kopf, setzte mich in ihren Leiterwagen und zog mich in den nahen Wald zum Förster. Dort bekam ich selbst gemachte Honigbonbons und alles war wieder gut! So stellt man sich ja immer eine liebe Großmutter vor!

Sobald mein Großvater nachmittags nach getaner Arbeit von seinen Pferden nach oben in die geräumige Wohnküche kam, stellte Großmutter ihm seinen großen Kaffeepott mit Malzkaffee und Brot zum Einbrocken hin, und schwupp! saß ich mit einem Löffel ausgerüstet auf dem Schoß von

Großvater, um mit ihm den Pott leer zu löffeln. Darin waren wir ein eingespieltes Team!

Dazu muss ich noch sagen, dass meine Großeltern die Landwirtschaft eines Großindustriellen besorgt haben, sie hatten darin vollständig freie Hand, und es fiel natürlich in schlechteren Zeiten der eine oder andere gute Happen für die Familie ab. Außerdem ermöglichte mir dieser Umstand freie Bewegung zusammen mit einigen anderen Kindern, und der gesamte Hof sowie die umliegenden Felder und Wiesen gehörten praktisch uns!

Natürlich spielte auch der Krieg eine Rolle in meiner Kindheit. Die Ereignisse von damals sind mir sehr deutlich in Erinnerung geblieben. So z. B. mein erstes Schuljahr, das für mich eigentlich sehr kurz war. Ende September 1944 bekamen Gerdi und ich Scharlach und mussten für sechs Wochen ins Krankenhaus in unsere Kreisstadt Komotau, das lag zwar nur ca. 5km von zu Hause entfernt, aber durch den Fliegeralarm, der sich praktisch fast jede Nacht wiederholte, fiel uns die Trennung von zu Hause sehr schwer. Endlich waren die sechs Wochen vorbei und wir durften nach Hause zu unseren Eltern und unserer Schwester Erika, die von dieser Krankheit Gott sei Dank verschont blieb. Diese und auch andere Kinderkrankheiten dauerten damals erheblich länger, da man die heute bekannten Medikamente nicht hatte.

Zwei Ereignisse hinsichtlich Fliegeralarm blieben mir besonders gut im Gedächtnis haften. Einmal bei einem Nachalarm rannten wieder alle über den Marktplatz in Richtung Felsenkeller unter der Brauerei, es war so um drei Uhr herum, und es war eine sternenklare Nacht, also auch alles gut sichtbar aus den Flugzeugen. Ja, und dann war plötzlich der Schlüssel für die Kellertüre verschwunden, dafür stand auf dem Keller ein Mann - wie sich später herausstellte, war es ein französischer Zwangsarbeiter - und gab mit einer Taschenlampe Zeichen in Richtung der Flugzeuge. Die Männer von der Görkauer Feuerwehr holten

diesen Mann ganz schnell vom Keller herunter, und die Tür zum Keller wurde dann einfach mit schwerem Werkzeug eingeschlagen, so dass wir alle Schutz im Keller suchen konnten. Was aus diesem Mann mit der Taschenlampe geworden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Und das zweite Erlebnis fand praktisch mitten auf dem Marktplatz bei sonnigem Wetter statt. Wir hatten gerade den Luftschutzkeller nach der Entwarnung verlassen und befanden uns auf dem Heimweg, als plötzlich Tiefflieger Jagd auf uns machten und mit Bordwaffen schossen. Unsere Mutter packte uns drei kleine Mädchen am Kragen und warf uns mehr oder weniger in die nächste Einfahrt beim Gasthaus Hirschen durch die offene Tür. Das war sozusagen Rettung in letzter Sekunde!

Was uns zu Hause immer wieder die allergrößte Angst bei Fliegeralarm bereitete, war die Tatsache, dass die feindlichen Flugzeuge es auf das Hydrierwerk in Brüx (das heutige Most), so viel ich mich erinnern kann, ein Teil der Leuna-Werke in Sachsen, abgesehen hatten. In diesem Werk arbeitete nämlich unser Papa. Ab dem Sommer 1944 war das Hydrierwerk immer wieder Zielobjekt der Bomber. Nachdem das beschädigte Werk an einem Mittag gegen 12.30 Uhr wieder betriebsbereit war, kamen prompt so gegen 13 Uhr die Bomber und starteten ihren nächsten Angriff. Da liegt doch eigentlich der Gedanke von Spionage und Verrat sehr nahe, so viel hatte ich sogar mit meinen knapp sieben Jahren schon begreifen können. Wir hatten zu Hause natürlich immer eine Wahnsinnsangst um unseren Papa, aber Gott sei's gedankt, er kam unbeschadet davon und heil wieder zu uns nach Hause!

Ich kann mich ferner sehr gut daran erinnern, dass ich mit meiner Tante und Großmutter bei Fliegeralarm des Öfteren in den in unmittelbarer Nähe gelegenen Wald rannten, wo wir uns hinter Büschen versteckten und abwarteten, bis die Entwarnung kam. Leider wurde dies bei den entsprechenden Stellen irgendwie bekannt, und es wurde uns strengstens

verboten, dies weiterhin zu tun. Stattdessen mussten wir wie alle übrigen Nachbarn gegenüber in den Keller und im evangelischen Gemeindehaus Schutz suchen. Ob dieser dort auch gewährleistet gewesen wäre, bleibt zu bezweifeln.

Zwei große Luftangriffe, nämlich auf Dresden und Komotau, blieben mir bis heute deutlich in Erinnerung, obwohl ich damals gerade sieben Jahre alt war. Als am 13. Februar 1945 der schwere Angriff auf Dresden stattfand, mussten wir in der Nacht wieder mal über den Marktplatz in Richtung Luftschutzkeller rennen, und von da aus konnten wir den fernen Feuerschein bis über das Erzgebirge hinweg auch in Görkau sehen. Was ich später über diesen mörderischen Angriff lernte, war immer mit der Erinnerung an jene Februarnacht verbunden ...

Der letzte große Luftangriff auf unsere Kreisstadt Komotau war in der Nacht des 20. April 1945. Wir haben damals den Weg zum Luftschutzkeller nicht mehr geschafft, und so standen wir auf unserer verglasten Veranda und haben praktisch den Angriff greifbar miterleben müssen. Die so genannten Christbäume, die immer zur Orientierung der Bomberpiloten abgeworfen wurden, waren ganz deutlich zu sehen, und dann der helle Schein der Feuer durch die Bombeneinschläge. Es war ein gespenstischer Anblick. Ich kann mich gut daran erinnern, dass unsere Mama von diesem Tag an ständig auf der Suche nach ihrer Freundin mit ihrer kleinen Tochter war, aber sie hat sie nie wieder gefunden. Mama musste zwangsläufig davon ausgehen, dass ihre Freundin mit ihrer Tochter bei diesem Luftangriff ums Leben gekommen ist.

Die Fliegeralarme haben mich jahrelang in meinen Träumen verfolgt, und erst viele Jahre später, als ich mit 14 Jahren nach Nürnberg kam, konnte ich mir ein ungefähres Bild davon machen, was diese zerstörerischen Bombenangriffe auch im übrigen Deutschland angerichtet hatten, in erster Linie natürlich an menschlichem Leid. Und wenn man heutzutage die deutschen Städte sieht, die im Krieg

besonders gelitten hatten, kann man es kaum glauben, wie es im Jahre 1945 ausgesehen haben muss. Wenn ich allein von Nürnberg ausgehe, wo ich später 30 Jahre gelebt habe, ist es nahezu unglaublich, was an Aufbauarbeiten geleistet wurde. Bei jedem Stadtbummel durch die Innen- und Altstadt von Nürnberg habe ich immer wieder gestaunt, wie alles wiederaufgebaut wurde ... Natürlich nicht nur in Nürnberg, auch in Pforzheim, wo ich jetzt lebe, hat der Krieg irrsinnig gewütet, vor allem bei dem letzten großen Angriff am 23. Februar 1945. Dabei haben ca. 17 000 Menschen ihr Leben verloren, ungefähr jeder dritte Pforzheimer Bürger war an diesem Tag umgekommen.

Und all dieses große Leid, das über die Menschen hereinbrach - nicht nur in Deutschland, sondern in allen in diesen unglückseligen Krieg verwickelten Ländern -, wurde praktisch von einem einzigen Wahnsinnigen namens Adolf Hitler angezettelt. Ich verstehe bis heute nicht, wie es möglich war, dass dieser Teufel in persona so lange überleben konnte. Ich höre und lese immer wieder von dem angeblichen Widerstand, aber warum hat ihn keiner mit einem beherzten persönlichen Einsatz ausgelöscht? Das Schlimme daran war und ist bis heute, dass er nicht mal Deutscher war, sondern aus Österreich kam, aber wahrscheinlich hatte er sich in seinem Heimatland keine Chancen ausgerechnet, und so kam er zu uns. Wenn ich an meine Zeit in Kanada denke, fällt mir immer wieder ein, dass z. B. die schöne Stadt Nürnberg nicht etwa bekannt ist durch ihre Kultur oder ihr gutes Bier oder die weltbekannten Lebkuchen, und nicht zuletzt durch die Spielwaren, nein, es sind immer die Kriegsverbrecherprozesse aus der Nachkriegszeit, nach denen man gefragt wurde. Das hat mich manchmal gehörig aufgeregt, und ich konnte mich dann nicht zurückhalten und habe dazu meine Meinung gesagt. Ob meine Argumente etwas gebracht haben, weiß ich nicht ...

Ja, und dann kam endlich der 8. Mai 1945, das Kriegsende mit all seinen schrecklichen und unmenschlichen Ereignissen. Dieses Kriegsende wurde zwar von den Menschen herbeigesehnt, doch nicht von den ewig Unverbesserlichen!

Erika und ich waren an diesem Abend so gegen 17 Uhr mit leeren Bierkrügen unterwegs zum Bierholen im Gasthaus Hirschen auf dem Marktplatz. Da kam uns Gerdis Taufpatin entgegen und rief uns zu, dass die Russen kommen. Wir machten unverrichteter Dinge kehrt, und auf dem eiligen Weg über die Treppe zu unserer Wohnung gingen die Bierkrüge zu Bruch, wie man sich leicht vorstellen kann. Und unmittelbar danach begann für ungefähr eine Stunde der Beschuss durch die russischen Panzer aus Richtung Rotenhaus, das unmittelbar etwas oberhalb von Görkau lag. Ein paar unverbesserliche Nazis meinten, sie müssten uns alle gegen die russische Übermacht verteidigen.

Danach folgten totale Stunden voller Angst für alle. Ich kann mich noch lebhaft daran erinnern, dass Papa mit einem Freund, der auf dem Wege nach Hause nach Bayern war, und Nachbarn beim Küchentisch saß, mit einer großen Flasche Schnaps. Nach Mitternacht kamen die Russen auch zu uns. Mama lag vollständig angezogen mit uns drei kleinen Mädchen in ihren Armen in den Ehebetten. Da erschien ein russischer Offizier. Er schaute erst in die Schränke, ob auch ja niemand versteckt war, und dann stand er vor den Ehebetten und sah lange auf Mama, sie war schließlich eine junge und hübsche Frau. Aber er verließ dann wortlos das Schlafzimmer und nahm seine übrigen Kameraden mit. Gott sei's gedankt! Das hätte für unsere Mama schlimm ausgehen können. Ich habe noch heute die Schreie der Nachbarsfrauen im Ohr, wenn sie von den Russen rausgeholt wurden. Deshalb schlief unsere Mama die folgenden Nächte zusammen mit zwei Nachbarinnen im Hühnerstall, um nicht gefunden zu werden.

Und das bei der Reinlichkeit unserer Mama. Natürlich waren die armen Frauen danach verdreckt und voller Ungeziefer, aber das alles konnte mit Wasser und Seife beseitigt werden!

Nach dem Einmarsch der Russen folgten wiederum bange Monate bis zur Evakuierung Ende August 1945 durch die Tschechen, die - nachdem sich die Russen einigermaßen beruhigt hatten - wesentlich schlimmer gewütet haben. Da reichte schon eine harmlose Feuerwehruniform, um von ihnen an Ort und Stelle erschossen zu werden. Das wäre bei uns bei einer der willkürlichen Hausdurchsuchungen beinahe geschehen, als die Tschechen in unserem Schrank in der Küche die Feuerwehruniform von Papa gefunden hatten. Doch wir hatten einen Schutzengel, nämlich die russische Zwangsarbeiterin Sophie, die bei unseren Hausleuten Heger, die im Erdgeschoss eine Bäckerei betrieben, arbeiten musste und die bei unseren Eltern in den vergangenen zwei oder drei Wintern sich abends mal aufwärmen konnte und auch eine warme Mahlzeit bekam, was bei den Hegers nicht oft drin war, leider!

Endlich wurden wir evakuiert, wir wollten nichts wie weg von den Tschechen und raus »ins Reich«.

Bevor uns die Tschechen aus unserer Wohnung rausschmissen, hat Papa noch schnell die für unsere Mama so wertvolle Nähmaschine auseinandergenommen und in sämtliche Einzelteile zerlegt. Diese wurden auf dem Dachboden unter den Holzdielen versteckt. Jedenfalls konnte keine Tschechin mit dieser Maschine, von der nur noch eine leere Hülle vorhanden war, etwas nähen!

Nach einem beschwerlichen Weg über das Erzgebirge landeten wir in Pockau im Vogtland in einem bereits voll belegten Haus. Dort wären wir buchstäblich verhungert, und da hat Papa einen Transport mit Flüchtlingen aus Görkau und Umgebung zusammengestellt, jedenfalls mit allen Leuten, die sich ihm anvertrauen wollten, und so landeten

wir am 22. September 1945 endlich in Ummerstadt in Thüringen direkt an der bayerischen Grenze und nur 13km von Coburg entfernt. Ich kann mich deshalb so genau an dieses Datum erinnern, da es der Geburtstag von Papa war. Endlich waren wir »irgendwo« angekommen, und durch den Unternehmungsgeist von Papa und Mama hatten wir auch bald eine eigene Wohnung gefunden, nämlich in der Coburger Straße Nr. 57. Es fehlte natürlich an allem, so u. a. an Geschirr.

Eines Morgens saß ein Mädchen aus der Nachbarschaft bei uns auf der Eckbank in der Küche und sah, dass wir zu fünft aus einer einzigen Tasse tranken. Ich glaube, es war Lore Gutjahr. Sie lief nach Hause und wir bekamen von den Nachbarn das fehlende Geschirr für ein Frühstück. Diese überaus große Hilfsbereitschaft haben wir immer wieder erfahren, und so fiel es uns - vor allem uns Kindern - sehr leicht, uns in Ummerstadt einzugewöhnen.

Nicht lange danach konnte ich endlich auch wieder in die Schule gehen, und obwohl ich von der ersten Klasse aufgrund der Kriegseinwirkungen und durch verschiedene Kinderkrankheiten und die Evakuierung fast nichts mitbekommen hatte, konnte ich direkt mit der zweiten Klasse weitermachen. Zusammen mit meinen neuen Schulkameraden habe ich das auch geschafft.

1945 - Mai 1952

In diesen Jahren erlebten wir eine glückliche und zufriedene Kindheit, vor allem ging es uns in Ummerstadt im Vergleich zu anderen Gegenden in Deutschland gut, was z. B. die Versorgung anging. Das hatten wir natürlich dem Fleiß unserer Eltern zu verdanken, die sich für keine Arbeit zu gut waren. Mama z. B. arbeitete des Öfteren in verschiedenen bäuerlichen Haushalten und half, wo immer sie konnte. Sie putzte, flickte Getreidesäcke, strickte aus selbst gesponnener Schafwolle Pullover und Jacken, denn dazu hatten die Bauersfrauen keine Zeit. Zum Teil waren die Männer noch in Gefangenschaft, und so waren sie vollkommen auf sich selbst gestellt. Das wiederum hatte zur Folge, dass Papa ins Spiel kam. Er betätigte sich als Dorfelektriker, Erntehelfer, Tanzlehrer und später auch als Filmvorführer in drei verschiedenen Orten.

Wie man sich lebhaft vorstellen kann, hatten wir Kinder im Wachsalter immer Hunger. Ich habe mich dann immer nach etwas zum Hüten umgesehen, und da die Bauersfrauen wenig Zeit für ihre Kleinkinder hatten, waren sie für eine helfende Hand sehr dankbar. Oder es gab junge Gänse zu hüten. Auch Ziegen kamen in Frage, aber nicht so gerne. Für diese »Hüteleistungen« gab es dann meistens ein leckeres Wurstbrot oder ein paar Eier oder einen Liter frische Milch. Jedenfalls war ich darauf immer stolz, wenn ich für mich selbst sorgen konnte!

In den ersten paar Jahren nach dem Krieg gab es jeden Abend 1 bis 2 Stunden Stromsperre, in dieser Zeit wurde eine Kerze auf den Küchentisch gestellt und dann hat sich die ganze Familie um den Küchentisch versammelt. Während dieser »dunklen Stunden« wurde bei uns immer

gesungen, und jedes Mal, wenn Mama von einem Krankenhaus- oder einem Kuraufenthalt wieder heimkam, brachte sie neue Lieder mit. Diese wurden dann so lange geübt, bis sie klappten.

Unsere Eltern bestanden auch darauf, dass wir drei Mädels jede ein Musikinstrument erlernten. So spielte unsere Jüngste, Gerdi, auf einer Zither, und Erika und ich nahmen Klavierstunden, und das für insgesamt vier Jahre. Wir hatten einen strengen, aber ausgezeichneten Klavierlehrer. Allerdings war mit diesen Klavierstunden auch tägliches Üben verbunden, und während unsere Freunde bereits draußen zum Spielen und Toben unterwegs waren, musste ich Klavier üben, aber erst viele Jahre später hat sich das als richtig erwiesen.

Wenn wir in unserem kleinen Ort Räuber und Gendarm gespielt haben, gehörte uns einfach der gesamte Ort. Autos gab es so gut wie keine, lediglich am Morgen und Abend fuhr der Bus, und dann fuhr Papa mit seinem Dreirad zum Kinomachen von Ummerstadt nach Heldburg und Hellingen. Das war alles, was an Autos unterwegs war!

Zur Lage von Ummerstadt wäre noch zu sagen, dass der Ort praktisch wie in einem Sackzipfel an drei Seiten an die Grenze zu Bayern stieß, und nur eine Wegstrecke führte nach Norden Richtung Heldburg und Hildburghausen. Aber gerade diese Grenze machte unser Leben oft spannend. Ich hatte z. B. einmal keine Schuhe mehr, die Bezugsscheine waren aufgebraucht und von der Caritas bekam ich keine ab, da ich nun mal nicht jede Betstunde besucht habe. Zu diesen Betstunden habe ich mir bereits in meiner Kindheit und frühen Jugend meine eigenen Gedanken gemacht. Wenn das bedeutet, dass man sich erst die Knie wund scheuern muss, um an ein Paar Schuhe zu kommen, und sich damit der Willkür von vier alten verstockten Jungfern abhängig machen soll, habe ich lieber den Weg über die Grenze nach Autenhausen gemacht, und wie man sehen kann, hatte ich Erfolg damit. Während des Sommers musste

jeden Mittag - und das auch in der größten Hitze - einer aus der Familie mit auf die Kartoffelfelder, um Kartoffelkäfer zu suchen, die nach Aussage der Partei von den bösen Amerikanern, diesen Imperialisten und Kapitalisten, abgeworfen worden sein sollen. Und gerade dieses Kartoffelkäfersuchen ermöglichte es mir, nach dem Käfersuchen mich in einer Getreidepuppe zu verstecken. Das Feld befand sich bereits auf Westgrund, denn damals gab es noch keine Todesstreifen. Ich wartete also, bis die Leute sich alle verkrümelte hatten, und ging dann nach Autenhausen zum katholischen Pfarrer mit der Bitte, mir ein Paar Schuhe zu besorgen. Ich schilderte ihm meine »Notlage« und er zeigte größtes Verständnis. Natürlich hatte er die richtigen Schuhe nicht einfach so auf Lager, aber er versprach mir, welche zu besorgen, und ich könnte ja in zwei Wochen wiederkommen, um mir die Schuhe abzuholen. Wie das nun mal so geht, alles hat seinen Preis, und so musste ich mit ihm erst mal in die Kirche gehen und beten, was ich bereitwillig getan habe. Außerdem wurde ich danach noch mit Kakao und Streuselkuchen bewirtet, was auch nicht zu verachten war, denn Hunger hatte ich in diesem Alter immer. Dann konnte ich wieder gehen, und das einfach so über die Grenze.

Zwei Wochen später bekam ich ein Paar schwarze Lederschuhe, allerdings mussten die Absätze erst vom Schuster etwas eingekürzt werden.

Im Sommer gingen wir in den nahen Wald zum Heidelbeerenzupfen. Wir mussten uns allerdings 200m von der Grenze fernhalten, aber gerade in dieser 200-m-Zone gab es die größten und schönsten Beeren, die wir unbedingt haben wollten. Einmal haben uns die Russen erwischt und wir mussten zur Strafe den Wald um ihre Baracke herum aufräumen und säubern. Wenn uns weiter nichts geschah! Ich habe ab und zu einen Liter der Heidelbeeren an die Frauen, die von den großen Städten wie Leipzig, Erfurt usw.

immer zur Sommerfrische gekommen sind, verkauft, denn schließlich wollten sich diese Damen ihre Finger nicht dreckig machen. Für 1 Liter bekam ich 1 Mark, aber was nützte mir schon das Geld? Es gab in der HO ja nichts, was gut gewesen wäre, außer Lutscher und Salzgurken. Die so genannte Schokolade - Marke Mauxion - war sowieso eher zum Abgewöhnen. Also gab es entweder einen Lutscher oder eine Salzgurke für 1 Groschen, aber das war ja auch schon was ...

Worauf ich mich jedes Jahr wieder freute, war das Ährenlesen. Immer wenn die Getreideernte losging, zogen wir mit unseren Taschen los und sammelten die liegen gebliebenen Ähren ein. Manchmal bediente zumindest ich mich an einer Getreidepuppe und bekam so meine Tasche schneller voll. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass uns auch eine gute Bekannte, Frau Seifert, auf die Felder begleitet hat. Eines Tages stand sie plötzlich mitten im Stoppelfeld und hat laut angefangen zu lachen. Wir waren anfangs irritiert über ihr Verhalten, aber dann hat sie uns aufgeklärt. Sie sagte zu Mama: »Können Sie sich vorstellen, dass ich mich hier nach jeder einzelnen Ähre bücken muss? In der Heimat hat man uns das Getreide waggonweise angeliefert.« Die Familie Seifert stammte wie wir aus Görkau im Sudetenland und sie waren die Besitzer der größten Mühlen weit und breit! Das Ährenlesen hat uns sehr geholfen, denn mit dem daraus gewonnenen Mehl haben wir unsere Brotrationen aufgebessert. Immerhin brachten wir es in einem Sommer auf ca. 1 ½ Zentner Getreide.

Bereits in dieser Zeit wurde mir voll bewusst, dass man sich auch mit wenig zufriedengeben kann, und so war die Freude jedes Mal riesig groß, wenn wieder mal ein Paket von unserer Verwandtschaft aus dem Westen kam. Dann wurde ehrlich - auch mit unserer Tante Fanni - geteilt, so dass jeder zu seinem Recht kam. Allzu große und häufige Pakete

konnten wir allerdings nicht erwarten, denn auch unsere lieben Verwandten im so genannten »Goldenen Westen« waren nicht mit Reichtümern gesegnet, das musste man schließlich auch berücksichtigen. Ich kann mich sehr klar und deutlich an ein bestimmtes Paket erinnern, mit dem wir die ersten Bananen geschickt bekamen. So etwas hatten wir ja vorher nicht gesehen, und so nahm ich meine mir zustehende Banane voller Seligkeit mit ins Freie und stellte mich damit auf die Rodachbrücke, wo ich hoffte, diese »Wunderfrucht« in aller Ruhe verspeisen zu können. Leider stellte ich mich beim Schälen der Banane noch recht ungeschickt an, und so fiel sie mir dummerweise in die Rodach. So schnell konnte wahrscheinlich niemand gucken, wie ich im Bach war und mir meine Banane wieder herausgeholt habe. Damals dachte ich natürlich nicht darüber nach – und es war zu dieser Zeit auch noch nicht aktuell –, wie die Umwelt beschaffen war. Geschadet hat mir die »in der Rodach gebadete Banane« jedenfalls nicht, denn schließlich haben wir ein Stück flussaufwärts auch in diesem Wasser immer gebadet.

Was mir bereits als Kind leidgetan hat, war die Tatsache, dass unsere ganze Verwandtschaft durch die Vertreibung aus der Heimat total auseinandergerissen wurde. Wir hatten halt vorübergehend das Pech, im Osten zu landen, aber wie man aus meinen Schilderungen unschwer erkennen kann, ging es uns vielleicht manchmal besser als unseren Verwandten im Westen. Meine Tanten und ihre Familien habe ich jedoch immer vermisst, denn zu Hause in Görkau bestand doch immer reger Kontakt mit der gesamten Familie, und für mich verknüpften sich so manche sehr schöne Erinnerungen an meine behütete frühere Kindheit. Immerhin dauerte es bis zum Jahre 1955, bis ich unsere Verwandtschaft, die sich fast vollzählig in Hessen angesiedelt hatte, wiedersehen konnte. Damals machte ich

zum ersten Mal Urlaub, und das allein mit 17 Jahren. Für mich fühlte sich dieser Urlaub an wie ein Wunder.

Zu meinen täglichen Pflichten in Ummerstadt gehörte übrigens jeden Nachmittag das Holen einer Kanne Magermilch im Hertha-Laden. Aus dieser Familie ging der später sehr bekannte Schlagerkomponist Kurt Hertha hervor, er war allerdings unmittelbar nach dem Krieg bereits über die Grenze nach Bayern gegangen.

Ich bin Jahrzehnte später durch mein Keyboardspielen immer wieder auf seine Lieder gestoßen und jedes Mal fiel mir der Milchladen in Ummerstadt ein!

Meine Tante Fanni, die zusammen mit Großmutter im Jahre 1947 wieder zu uns gestoßen war, hatte auch in Ummerstadt wieder eine Schneiderei. Sie hatte zwei Gehilfinnen, nämlich Hertha Christel und Inge Seifert. Diese beiden und ich haben eines Tages Tante Fanni über die Grenze nach Coburg gebracht, wo sie eine alte Freundin und Nachbarin aus der Heimat besuchen wollte. Wir drei hatten vorher ausgemacht, dass wir das Überschreiten der grünen Grenze für Tante Fanni natürlich etwas abenteuerlich gestalten wollten. Wir hatten ihr eingeschärft, dass wir uns im Falle, dass Grenzer auftauchen sollten, einfach wortlos auf den Bauch schmeißen und die Gefahr abwarten würden. Es sind uns zwar keine Grenzer begegnet, aber dafür hatten wir unseren Spaß, denn meine liebe Tante lag wie eine Flunder flach auf dem Waldweg und wir drei konnten uns vor Lachen kaum mehr einkriegen. Vier Wochen später, als wir sie wieder abgeholt haben, ist sie nicht mehr auf unseren Blödsinn reingefallen – schade!

Einmal – so ca. im Herbst 1950 oder 1951 – ging ich mit Dieter aus unserer Nachbarschaft wieder mal »schwarz über die Grenze«, und zwar nach Gemünda. Wir hatten einige Hasenfelle in unserer Tasche, die wir möglichst gut

verkaufen wollten, um dafür einige Bücklinge und Dreieckskäse mit nach Hause zu bringen. Als wir uns auf dem Rückweg - von Gemünda kommend - der Papiermühle näherten, die genau an der Grenze lag und neben der eine kleine Brücke auf Ummerstädter Grund führte, sahen wir auf dieser Brücke zwei Grenzer stehen. Wir machten sofort kehrt und ich zog meine rote Jacke aus, damit mich die Grenzer nicht so leicht ausmachen sollten. Wir schlugen einen Haken durch den Wald, und als wir auf der anderen Seite - bereits auf »Ostgebiet« - wieder rauskamen, standen diese beiden Grenzer direkt vor uns und grinnten uns breit an. Der eine fragte mich, wo ich denn meine rote Jacke hätte. Ich zeigte auf unsere Tasche, und da sagte er zu mir, dass ich ein kleines raffiniertes Luder sei, aber sie taten uns natürlich nichts. Wären wir Erwachsene gewesen, hätten wir drei Tage auf der Veste Heldburg brummen müssen, aber so ließen sie uns laufen. Sie hatten nämlich auch wahrgenommen, dass Dieters Mutter nicht weit entfernt hinter einem Busch auf uns wartete.

Wie man sieht, hatte die Grenze zu dieser Zeit noch einen gewissen Unterhaltungswert, was später durch den Todesstreifen und die gefährlichen Selbstschussanlagen nicht mehr gegeben war.

Immer wieder mal wurde ich in der Schule vonseiten der Lehrer aufgrund meiner guten Noten darauf angesprochen, ob ich nach der achten Klasse nicht in die Oberschule nach Hildburghausen gehen wolle, und da ich die politische Gesinnung meiner Eltern nur zu gut kannte, sagte ich immer wieder NEIN, ich wolle Schneiderin bei meiner Tante lernen. Ich hatte absolut keine Lust darauf, aus mir eine Funktionärin machen zu lassen! Außerdem kann ich mich gut dran erinnern, dass wir drei Schwestern bei keiner politischen Versammlung mitgesungen haben, unser Papa hat den Lehrern klipp und klar gesagt, dass seine Kinder

nach 20 Uhr nichts mehr auf der Straße zu suchen hätten, basta!

Die Schule hat uns ganz schön in Trab gehalten, denn wir hatten einen enormen Lehrstoff für eine Grundschule zu bewältigen. Die normalen Fächer wie Deutsch wurden nochmals unterteilt in Rechtschreibung, Grammatik, Literatur und Schönschrift, Rechnen wurde aufgeteilt in normales Rechnen und Algebra. Dann waren da noch Physik, Biologie, Geometrie, Geographie, Gegenwartskunde und Russisch, Singen und Handarbeit. Aber ich hatte einfach immer Freude an der Schule und die Ferien waren mir immer zu lang. Das klingt vielleicht nach Strebertum. Aber das war es ganz bestimmt nicht! Als ich meinem Deutschlehrer später in Nürnberg in der Handelsschule auf seine Frage sagte, dass ich die gesamte Grammatik in Lateinisch in der Grundschule gelernt hätte, glaubte er mir das nicht, da es sich um Lehrstoff aus einer höheren Schule hätte handeln müssen. Ich ließ ihn bei seinem Glauben ...

Ab dem Schuljahr 1951 / 1952 mussten wir Russisch lernen, mir machte das einen Riesenspaß, vor allem auch aufgrund der kyrillischen Schrift. Jedenfalls hatte ich damit keine Schwierigkeiten. Wir lernten u. a. das berühmte russische Glöckchenlied, es hat zwei Strophen, und den Text weiß ich heute noch. Damit habe ich Jahrzehnte später einmal ein Ehepaar aus der ehemaligen DDR verblüfft, und zwar während eines Dagebüll-Urlaubs.

Ein herausragendes Ereignis hinsichtlich der politischen Gesinnung bereits bei uns Schulkindern möchte ich noch erwähnen. Ich hatte vom Christkind ein Poesiealbum bekommen, worauf ich mächtig stolz war, und es hatten bereits einige Klassenkameradinnen, u. a. auch Hanna Ros von der Post, hineingeschrieben. Als mir eines Tages eine Mitschülerin mein Album in der letzten Reihe zurückgab, langte der FDJ-Leiter, der hinter uns den Unterricht verfolgte, einfach nach vorn und schnappte sich das Album.

Ich bat ihn sehr bestimmt, mir das Buch zurückzugeben, was er jedoch nicht tat. Erst am nächsten Tag gab er es mir wieder, und da sah ich, dass er ein Gedicht von Stalin hineingeschrieben hatte. Das wollte ich unter gar keinen Umständen, und auf das Gegenblatt hatte sich eben Hanna verewigt. Ich trat vor die 7. und 8. Klasse und fragte Hanna, ob sie bereit sei, nochmals in mein Album zu schreiben, was sie bejahte. Daraufhin riss ich das besagte Stalinblatt heraus, das wir gemeinsam im Ofen verbrannt haben. Irgendjemand hatte mir dafür feierlich die Ofentür geöffnet. Wir hielten einfach alle zusammen!

Ein weiteres aufregendes Ereignis während unseres »Gesinnungsunterrichts« - wenigstens in meinen Augen - war, dass wir einen Aufsatz zu dem Thema »Unsere Befreier« - gemeint waren natürlich die Russen, die uns Deutsche im Jahre 1945 von Hitler befreiten - schreiben sollten. Unser Klassenkamerad Günther Höll, der aus Tilsit stammte, also aus Ostpreußen, wo die Russen auf ihre Art gewütet haben, schrieb sehr deutlich, was er von der Befreiung hielt. Er hatte nämlich als Kind miterlebt, wie die Russen mit den Menschen, und besonders mit den Frauen, umgingen. Ich kann mich genau erinnern, dass er schrieb: »Da haben wir die Befreier von ihrer richtigen Seite kennen gelernt.« Diese Formulierung passte nun unserem Russischlehrer überhaupt nicht ins Konzept, und so schmiss er Günther kurzerhand aus dem Klassenzimmer. Günther kam zurück, und das mit seiner Mutter. Diese couragierte Frau sagte unserem Lehrer vor der gesamten Klasse anständig die Meinung. Der Lehrer versuchte zwar immer wieder mit Frau Höll vor die Tür zu gehen, aber sie war der Meinung, dass das, was sie zu sagen hatte, alle hören konnten. Schließlich hatte Günther nur das beschrieben, was er erlebt hatte. Von da an durfte Günther auch wieder am Unterricht teilnehmen.